



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ginzkey, Franz Karl: Der Wiesenzaun : eine Dürer-Novelle

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Wiefenzaun

Eine Dürer-Novelle

Von Franz Karl Ginzkey

6.

Herr Birkheimer ließ es sich nicht nehmen, bald nach Dürers Heimkehr ein üppiges Gastmahl in seinem Hause zu geben, dem geliebten Meister und seinen großen Erfolgen vor dem Kaiser zu Ehren. Er hatte dazu, in seiner politischen Art das Erfreuliche mit dem Nützlichen verbindend, eine Anzahl ihm befreundeter „Martinianer“ geladen, wie sich damals in Nürnberg die Anhänger Luthers bezeichneten. Da war vor allem Herr Professor Christoph Scheurl, vormals Kollege Luthers in Wittenberg, der sich sein Plätzchen gleich zur Rechten des Gastherrn gesichert hatte und ihn, des herrlichen Schmaufes froh, verklärten Blickes betrachtete. Er würgte gleich zu Anfang an einer Rede, die er auch nicht lange behalten konnte und worin er von Herrn Birkheimer dithyrambisch behauptete, daß ihm keiner im ganzen Reiche nach mannigfaltiger Gelehrsamkeit, Rednergabe, Staatsklugheit und hinwieder nach Ahnenruhm, Reichtum und ausnehmender Gestalt gleichgekommen sei.

Dies mochte aber Dürern, der zur Rechten des geschmeichelt lächelnden Hausherrn saß, gar wenig behagen. Der Meister besaß keinen Sinn für solcherlei schwülstige Feierlichkeiten, und so tat er nun, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, was die Laune des Augenblicks ihm eingab — er schnupperte an Birkheimers Ärmel herum und sagte dann: „Du hast dich parfümieret, o Willibald! D sag, wie kann ein alter Landsknecht, wie du, sich noch mit Zibet schmieren!“

Da lachten sie alle und Herr Birkheimer nicht zuletzt, und es war für diesen Abend gar viel an heiterer Menschlichkeit gerettet.

Doch blieb auch dem Ernst sein wohlgemessen Teil. Herr Staupitz, Generalvikar der deutschen Augustiner, war auch zu Gaste, ein kühner, wortgewaltiger Mann, den man auch „die Zunge des Apostel Paulus“ nannte. Dieser sowohl als der scharfsantige Stadtschreiber Herr Lazarus Spengler erzählten in flammender Rede vom großen Ringen des Mannes aus Wittenberg, und es brach aus dumpfem Grollen allmählig und immer unwiderstehlicher

in all diesen schlagbereiten Männern die eiserne Absicht hervor; „dem Papste Urlaub zu geben für alle Zeit.“

Der Herr des Festes aber, Herr Willibald Pirtheimer, saß stolz und froh an der Spitze dieser wohlerlesenen Gesellschaft gelehrter und berühmter Freunde und fühlte den Atem einer neuen gewaltigen Zeit über all diesen Häuptern wehen. Er ahnte nicht, daß in nicht allzuferner Zeit des Papstes Bannfluch ihn gar hart und unnachsichtlich treffen und in tiefe Bestürzung und Seelennot versetzen werde. Noch weniger aber konnte er ahnen, daß er selbst einst der freudig begrüßten neuen Lehre und all diesen streitbaren Männern entmutigt den Rücken kehren und sich reumütig zur alten Kirche zurückbekennen werde, in Ängsten vor „barbarischer Zerstörung aller tieferen Wissenschaft und Geistesbildung“.

Der Meister aber mit den forschenden Blicken und dem wehmütig gütigen Lächeln um den schönen Mund, Herr Albrecht Dürer, lauschte den streitbaren Reden in Andacht und tiefbesinnlicher Freude an allem Lebendigen.

Ihn freute nicht minder als die rauschende Fahrt auf neuen Gotteswegen, das herbftlich gerötete Laub des wilden Weines, das die grünlich schimmernden Glaspokale umrankte, das buntgehäufte lachende Obst auf den zinnernen Schüsseln, das spiegelnde Lichtergehusch auf den silbernen Tellern und Krügen.

Die Fenster standen hoch der blauen Nacht geöffnet, und über die schlafenden Dächer des Marktes sichelte der Mond vorüber, blank und kühl.

Die anderen Gäste waren alle längst geschieden, als Dürer in der tiefen Nacht noch immer an der Seite des Freundes saß. Es war so der beiden Gepflogenheit nach dem Trubel solcher festlicher Gelage: noch ein letztes gutes Wort zum letzten Glase zu sprechen.

Dürer mußte vom Kaiser erzählen, wie er ihn „in seinem kleinen Stübtle hoch oben auf der Pfalz“ mit Kohle kunterfeyt, in fiebernder Eile und doch mit gutem Glück. Der Kaiser habe sich nur schwer zur Ruhe bequemt, und sein ritterlich lachendes Auge sei wie auf Suche nach Arbeit gewesen inmitten dieses Stündleins Untätigkeit. Und weiters erzählte er, er habe dem Kaiser eine Skizze für den Triumphzug entwerfen müssen, und jener habe selbst die Kohle zur Hand genommen, ihm zu zeigen wie er's meine. Doch sei die Kohle in des Kaisers Fingern immer wieder abgebrochen, worauf ihn der Kaiser verwundert fragte, wieso ihm dies nicht auch geschehe. „Da sagte ich: ‚Gnädigster Kaiser, ich möchte nit, daß Euer Majestät geschickter zu zeichnen verstünden, denn ich!‘“

Da hieb Herr Pirtheimer vor Freude auf den Tisch und lachte, daß die Lichter zitterten:

„Ihr Leute von der Kunst dürft allzeit freier reden als ein Reichsmarschall!“

„Das macht,“ erwiderte Dürer, „weil wir allzeit zuguterletzt nur Gott dem Herrn verpflichtet sind.“

„Drum seid ihr auch ein hoffärtig Volk!“ drohte Pirtheimer mit dem Finger.

„Wenn echte Kunst hoffärtig macht, so sag' ich Euch, es wäre niemand hoffärtiger denn Gott selbst, der alle Kunst geschaffen hat. Das aber kann nit sein!“

So stritten die beiden hin und wider, und es war doch kein Streit; es war nur ein zwiefach Genießen der schönen Welt und ihrer Wunderlichkeiten von hüben und drüben.

„Fast hätt' ich nun vergessen, Euch ein Ding zu zeigen, das Euch erfreuen wird!“ sagte Dürer unvermittelt und zog ein flaches Päckchen aus der Tasche, das er Pirtheimer überreichte.

Dieser entfernte begierig verschiedene Hüllen aus zartem Papier und sah zuletzt ein Täfelchen aus blankem Kupfer vor sich, nicht größer als eine ausgewachsene Männerhand.

„Ei, sieh doch,“ rief er, „poß Tausend, da haben wir ja wieder die Felicitas!“

„Das ist mir recht, daß Ihr sie schon im Kupfer erkennt,“ nickte Dürer befriedigt. „Ich hab' das Bildlein in Augsburg gestochen, zu Zeiten, da ich niemand kunterfeyte. Es ward ein Ding, das mancherlei sagen soll.“

Herr Pirtheimer hielt das Täfelchen ans Licht und sah es lange forschend an.

Felicitas saß in all ihrer Anmut und Schönheit auf einem großen behauenen Steinblocke, angetan mit der edelschlichten Gewandung der vornehmen Nürnbergerinnen. Auf dem lichtüberzitterten Haupte trug sie diesmal an Stelle des Rosenkränzeins ein prächtiges Kettenadiem mit funkelnden Steinen. Der kleine pausbacfige Heiland in ihrem Schoße schien sie ungeduldig am Gewand zu zupfen, sie aber achtete seiner nicht. Sie sah mit den großen fragenden Augen dem Beschauer unverwandt ins Antlitz. In der Rechten hielt sie einen Apfel als selig heiliges Symbol. Ihr zu Häupten trugen, wie auf dem früheren Bilde, zwei flügelschlagende Engel eine fürstlich strahlende Krone. Ansonsten aber zeigte sich nirgends irgendein himmlischer Bote und, im Gegensatz zu dem früheren Bilde, das wie aus unendlichem Himmelsjubel herausgeschnitten schien, war diesmal nur die Lieblichkeit irdischen Daseins zu ihrem Rechte gelangt: aus einem schlichten Vordergrund, wo Gras und Kräuter sich behaglich sonnten, geriet der Blick über welliges Ermland auf eine spiegelnde Meereslandschaft, die ihrerseits wieder über ein fernes umwaldetes Schloß und ein dämmerndes Vorgebirge mit wunderbarer Sehnsucht in den hohen wolkenlosen Himmel wies.

Das Sonderbare aber war — es zog sich mitten durch die sanfte feingetönte Landschaft, knapp hinter dem Rücken der Madonna, mit unabweislicher Deutlichkeit und Schärfe ein hölzerner Zaun dahin, der das Bild von einem Ende zum anderen in halber Höhe durchschnitt. Er schien in seiner grellen Wirklichkeit für sich selbst nicht minder wichtig zu sein als alles andere zusammengenommen. Es war ein plumper, ungekünstelter Wiefenzaun, aus roh behauenen, in die Erde gerammten Pflocken geschaffen, dessen oberen Lauf ein struppiges Weidengeflecht verband.

„Nun sagt mir,“ quälte sich Herr Birzheimer kopfschüttelnd ab, „was wolltet Ihr mit diesem Zaun? Ich seh' allüberall ein selig Maß an Wärme, holder Weiblichkeit und freundlicher Natur, und nun habt Ihr mir mit diesem verteuften Zaun, dessen morsches Holz man zu riechen glaubt, den ganzen Himmelstraum inmitten entzweigeschnitten.“

„So ist es,“ raunte Dürer, wohl mehr für sich als für den andern, „es ward ein Traum inmitten entzweigeschnitten!“

„Wie meint Ihr?“ fragte Birzheimer und lugte scharf nach dem Freunde aus.

„Ich meine — es hat der Zaun wohl einen Sinn. Zum ersten, nach Maßen der Kunst: der wagrechte Zaun beruhigt alles Aufwärtstrebende und gibt dem Blick in die Landschaft stärkere Tiefe, indes er ihn ein Weilchen hemmt. Zum anderen, nach Maßen des Menschlichen: er soll eine Mahnung sein für die flatternde Seele, daß alles himmlisch Reine und Große in der Kunst nit anders erworben wird, als daß ein grimmer Zaun die Sehnsucht von der Erfüllung zu trennen weiß, den Geist vom Fleisch, die Lieb' von der Lust!“

Ganz ruhig hatte Dürer diese Worte vor sich hingesprochen, wie einer, der von einem Sieg berichtet, der mehr aus fremder, denn aus eigener Kraft gewonnen ward, woran es nichts zu feiern noch zu preisen gibt.

Herr Birzheimer hatte indessen das Kupferblättchen schweigend vor sich hingelegt, hob nun sein Kelchglas gegen das Licht und prüfte den schillernden Trank mit liebevoller Sorgfalt. Dann sog er ihn bedächtig hinab und sagte, den Becher niederstellend: „Wie habt Ihr Euer Leben ernst und streng gestaltet, Liebster!“

Dürer erhob sich wortlos und lehnte sich ans Fenster, als sei ihm die kühle Umarmung der Nacht Bedürfnis.

Da trat Herr Birzheimer sachte an seine Seite und legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Ich hab' mich jetzt eines Seltsamen besonnen, und das ist dies: Ihr seid, so will mich dünken, auf den Wegen der Kunst zum gleichen Ziel gelangt, als Christus der Herr dereinst auf den Wegen der Menschlichkeit.“

„Er wende alle Dinge zum Besten,“ erwiderte Dürer ergeben.

Und da wollte es Herrn Birzheimer scheinen, als wünsche der Freund darüber kein ferneres Wort.

7.

Felicitas aber war in selber Nacht zur gleichen Stunde aus wunderlich seligem Traum erwacht. Nun saß sie mit fiebernden Schläfen auf ihrem Lager und schaute in den Glanz des Mondes, der ihre Tränen wie ein Silbernetz durchspann. Sie hatte wahrhaftig im Traum geweint, so stark war das Erträumte Wirklichkeit gewesen. Ein allzu kühner Becker und Entschleierer ihres

tiefverborgensten Fühlens war dieser Traum gewesen, und nun brannten ihr die Wangen in pochender Scham, da sie seiner gedachte.

Sie hatte gemeint, sie sei dem Meister in all der Glorie ihrer Himmelslieblichkeit erschienen, wie das Bild, das sie besaß, sie zeigte: Maria, von vielen Engeln verehrt. Der Meister aber stand in lächelnder Güte vor ihr, und aufs neue vernahm sie seine stillen Worte, die sich unvertilgbar in ihr Herz gegraben: „So weibes mild und seliger Sanftmut voll wie du, Felicitas, mag auch die Frau gewesen sein, die einst den Gottessohn gebar!“

Nun aber — mochte es demütige Erkenntnis ihrer himmlischen Unwürdigkeit oder vermessenener dunkelwuchernder Erdentrog sein — sie sagte plötzlich und wußte kaum, was sie eigentlich sprach: „Laß mich bei dir, o Meister, auf Erden sein als dienende Magd und nimm den Himmelsglanz von mir, der mich erdrückt! Laß mich auf Erden sein, wozu mich Gott erschuf! Und nimm dies Wort nicht allzu kühn: es wird nicht wenig sein, was ich zu sein vermag!“

Und siehe, als sollte ihrem vermessenen Wunsch sofort Gewährung werden — der himmlische Jubel, der sie bisher umgab, verstummte plötzlich, der krönende Glanz um ihr Haupt erlosch, das Jesuskindlein war unmerklich ihrem Arm entflohen, und da stand sie nun, all ihrer Göttlichkeit entblößt, als arme Erdemagd im grauen Tag dem tiefbetroffenen Meister gegenüber und wußte nicht, wie ihr geschah. Dem aber leuchtete mit einennmal ein frohverstehendes Lächeln über das Antlitz, und er ging gelassen auf sie zu und legte ihr beide Hände sanft auf die Schultern.

Und da geschah das Unerhörte — es lösten sich die Spangen ihres Kleides wie von ungefähr, und ihr Gewand glitt still an ihr herab, wesenlos wie ein Blatt vom Baum und so stand sie, von ihrer Schönheit wunderbar verschleiert, hoch und stolz vor ihm, und ihre Seele war so ganz dem Unabänderlichen hingegeben, daß keinerlei Verzagttheit oder mädchenhafte Scham ihr Sein zu zerstören vermochte. Sie wußte und atmete nur das eine: So hat mich Gott geschaffen, daß ich sei, und so den Meister, daß er mich erkenne.

Er aber hatte bereits in Hast den Silberstift ergriffen und begann nun mit glühenden Wangen zu zeichnen, als ein seliger Herr ihrer Schönheit, Linie für Linie voll unerhörter Kraft und doch in wundersanft gebändigter Klarheit.

Da schwellte ihr Herz unsäglicher Stolz, und plötzlich überkam es sie im Rauschen ihres Blutes, als brause ein seliges Schöpfungsglied aus uralten Werdetagen in ihr, das singe von Weibeschönheit und ihrer Unvergänglichkeit, die stets den Schöpfer gepriesen im süßbewußten Atmen marmornen Leibes von Lenz zu Lenz, von Unbeginn zu Unbeginn. Und ihre Seele sagte schlicht und kühn: Wozu mich krönen, Meister, mit Marias Lieblichkeit und himmlischer Zier? Wozu erborgen Glanz, da ich doch selbst Vollendung bin?

Sofort aber stach die flammende Scham ins Herz ob solcher Vermessenheit, und der süße Himmelsglaube an Maria schlug wie ein brennender Rosenbusch mit Blut und Duft und scharfen Neuedornen wieder über ihr zusammen.

Und da begann sie bitterlich zu weinen und — erwachte.
 Nun saß sie heiferschreckt auf ihrem Lager, und die Helle ihres zarten Busens, die der kühle Mond liebte, ging stürmisch auf und nieder wie in Fiebergluten.

Wo fand sie nun Erlösung für die Süße und die Sünde ihres Traums?

Und da begann die Sehnsucht gellend aus dem Dunkel ihrer Einsamkeit emporzuschreien, nach ihm, dem Einen, Großen, Gütigen, der ihr allein Befreiung und Erfüllung bringen konnte.

Und, ihrer wahnverhitzten Sinne nicht mehr mächtig, erhob sich nun Felicitas in aller Stille vom Lager und begann in fiebernder Eile sich dürftig anzukleiden.

Dann huschte sie auf den Zehenspitzen hinaus, an des Vaters Stube vorbei und die Treppe hinab, die diesmal kaum ein leises Knarren vernehmen ließ, als wäre sie mit ihr verschwiegen im Bunde. Felicitas schob gelinde den hölzernen Kiegel vom Tor, und da stand sie auch schon zitternd auf der einsamen Gasse, die der schiefe Mond nur dürftig erhellte.

Und nun begann sie, das Dunkel der Häuser entlang, in Scham und Scheu und doch wie unwiderstehlich gerufen, den alten Weg ihres törichtsten Wahns zu eilen, durch nichts behütet als durch ihre Sehnsucht. Sie glitt wie ein flüchtiger Schatten dahin, noch völlig umspinnen von den zärtlichen Fiebern ihres Traums. Eine Wolke hatte den Mond verdeckt und jagte mit fahlem Gedunkel von Gasse zu Gasse. Schon war Felicitas dem Hause des Meisters nicht mehr fern, da sah sie durch die Leere eines Seitengäßchens ein flimmerndes Licht auf sich zukommen. Verängstigt blieb sie stehen und spähte dem Schein entgegen. Sie mußte nicht vor noch zurück. Sie war, da nun Gefahr zu drohen schien, mit einem Schlage wieder zur grausamen Wirklichkeit erwacht, und ihr nächtlicher Weg erschien ihr verwegen und töricht zugleich. Sie sah eine dunkle Gestalt, die ein Laternchen trug. Es war ein Mann von hohem stattlichen Wuchs. Und sogleich vermochte sie zu erkennen, der nächtliche Wanderer sei keineswegs wie ein Strolch oder Gassenschleicher gekleidet. In der nächsten Sekunde ward ihr das pochende Herz wie von eiserner Faust zusammengepreßt, denn jener stand vor ihr, den sie im Traum zu suchen ausgezogen war.

Da sank Felicitas mit wehem Seufzer an der Mauer nieder; schon aber hatte sie Dürers Arm umfaßt, und so lag sie nun, das Haupt in scheuer Berwirrung gesenkt, reglos an seiner Brust.

„Felicitas“, raunte ihr Dürer tieferschrocken zu, „was tut Ihr zu dieser späten Stunde?“

Da sagte sie, das Haupt noch tiefer bergend: „Ich wollt' zu Euch!“

„Du törichtes Kind,“ flüsterte Dürer erregt und vorwurfsvoll, „Du weißt nit, was du tußt!“

Felicitas erwiderte nichts. Ihr Atem aber ging so bang und ungestüm, daß dem Meister plötzlich nebst aller Berwirrung die qualvolle Sorge beschlich, das wunderliche Wesen sei an Leib und Seele gleicherweise erkrankt. Und ein

heftiges Mitleid, das nun in seinem Herzen aufbrach, überflutete und erstickte alles, was etwa noch darin an dunklen Stimmen sich regen wollte. Er löste sich den Mantel von den Schultern und hüllte die Fröstelnde darein.

„Felicitas,“ sagte er zärtlich und legte schützend den Arm um sie, „nun mußt du heim. Ich will dich führen!“

Da ging sie schweigend neben ihm, wie ein zagenes Kind, das seinem Führer willenlos vertraut. Er aber hielt ihre zarte Schulter gelinde umfaßt, und so schritten die beiden nun im Schein des Lämpchens den Weg zurück, den Felicitas eine Weile früher im Fieber ihres Traumes gewandelt war. Es war nun wieder ein Traum für sie, der schönste, der wunderbarste von allen, die sie je geträumt — an der Seite des Meisters, von seinem Arm umschlungen, geschlossenen Auges dahinzuschreiten, ihre Schritte den seinen getreulich vermählend, als wäre es für alle Zeit.

Zwei trunkene Knechte, die wohl aus einer verspäteten Schenke kommen mochten, torfelten mit wüster Hohnrede an ihnen vorüber.

Sie merkten es kaum.

In des Meisters Seele aber, indes er so mit dem schönen Kinde die Nacht durchschritt, war in einsamster Tiefe ein sturmgewaltiges Ringen erwacht, das war geringer nicht an leidgeprüfter Größe und letzter Berufung an alles selig Menschliche als die donnernden Bosaunen aus den flammenden Wundern der Apokalypse.

Es war eine Stimme, die dröhnte in ihm: Du hast nach Schönheit gedürstet von Anbeginn, und all dein Sehnen hat zu jeder Zeit nach tiefstem Erkennen des heiligsten menschlichen Maßes geschrien. Begehrt du nicht die Schönheit der Felicitas?“

Da gelte eine andere Stimme wild und hart empor:

„Begehre nicht des Leibes Schöne, da ihre Seele dir so wenig ist!“

Und eine andere höhnte, grimm und streng: „Sag, liebst du die Felicitas?“

Da sagte der Meister, hoch und frei: „Sie steht meinem Herzen nicht näher als alles, was schön ist auf Erden.“

Im selben Augenblick aber fühlte er seinen Nacken wild umschlungen von den Armen der Felicitas, er sah ihr Antlitz heiß zu sich erhoben, als suchten ihre Lippen bang nach den seinen. Da brach es jählings glühend über ihm zusammen, verlöschte war all sein Stolz und all sein Trotz und alle Besinnung — er neigte sich dem süßen Antlitz zu und küßte die warmen, werbenden Lippen und küßte sie wieder und immer wieder.

Felicitas aber zuckte mit einemmal erschreckt aus seinen Armen empor und horchte besorgt die Gasse hinab.

„Das ist des Vaters Stimme! Des Vaters Stimme!“ schrie sie in hellausbrechendem Entsetzen.

Sie riß sich aus des Meisters Armen und stürzte ihrem Hause zu.

Und nun vernahm auch Dürer aus der Ferne verworrenes Loben und Geschrei. Es konnte wohl aus dem Hause des Unfug kommen.

Und in brennender Angst um Felicitas beschleunigte er seinen Schritt. Was mochte dort im Hause geschehen sein?

Noch war er nicht zum Tor gelangt, als ein Weib im Nachtgewand mit fliegendem Haar herabstürzte, das sich völlig verzweifelt gebärdete und jammernd nach dem Häfcher und den Wachen schrie: „Er hat ihn erschlagen! Er hat den Mann mir erschlagen!“

Dann lief sie wie von Angst befallen kläglich schreiend die Gasse hinab und scheuchte den Schlaf aus allen Häusern, so daß in Bälde die aufgestörten Nachbarn und allerlei Volk aus dem Pegnitzviertel gelaufen kam und erschrocken durcheinander stob.

Und bald erfuhr es jeder, der es hören wollte: der blinde Jörg sei in nächtlicher Angst aus dem Schlaf gefahren und habe grimmig nach der Tochter geschrien, doch diese sei nicht in ihrer Kammer gewesen, und so habe der Blinde in wildausbrechender Wut über des Kindes Verschwinden sein altes Landsknechtsschwert ergriffen und wütend damit herumgehauen, durch die Finsternis der Stube und des Stiegenhauses, wobei er dem Meister Unfug, der eben die Stiege heraufgelaufen kam, den Schädel fast entzwei gespalten. Nun liege der Unfug im Sterben, und so sei der tolle Jörg an seinem Hauswirt zum Mörder geworden.

Es war nun bezeichnend für des Jörgen Beliebtheit beim niederen Volke, daß sich allsogleich Stimmen vernehmen ließen, er möge sich durch schleunige Flucht vor den Häfchern in Sicherheit bringen.

Dürer aber stand in weher Beklommenheit inmitten des eifernden Laufens, von niemanden beachtet oder erkannt, und hoffte in der Stille, so töricht es auch war, es werde dem Jörg gelingen, in Eile zu fliehen und sich irgend wohin zu verbergen. Und sogleich bedachte er sich, es sei die einzige Zuflucht, die der Blinde noch erlangen könnte, in einem der Nürnberger Klöster zu finden, von deren altererbtem Asylrecht nur wenige noch wußten.

Und wirklich wankte mit einemmal, wie das Volk es verlangte, der blinde Jörg aus dem Tor, geführt von seinem Kinde, dem das blonde Haupt in Scham und Verzweiflung zur Erde hing, als fiele all das Schreckliche nur ihr allein zur Last.

Da drängte sich der Meister ungestüm durch die Menge und flüsterte dem Mädchen zu: „Begebt Euch rasch ins Kloster zu den Augustinern! Vergeßt nit, daß Ihr Freunde habt!“

Hatte Felicitas ihn vernommen? Er wußte es nicht, denn sie sah nicht auf und gab auch sonst kein Zeichen des Einverständnisses.

Einen Augenblick sah ihr Dürer schmerzlich bekümmert nach, wie das schöne Geschöpf gebrochen am Arm des Vaters hing, den sie selber doch führen und stützen sollte. Dann wandte er sich seufzend ab und schlug den Heimweg ein,

indes das Volk sich schwabend verlief. Und da er nun durch die Dunkelheit schritt, im Herzen noch das Brausen von Glück und Qual der vergangenen Augenblicke, erlosch das Laternchen in seiner Hand, das ihm Pirkheimer, der fürsorgliche Freund, beim Abschied mitgegeben. So ging er nun seinen Weg durch die Finsternis, und ihr drohendes Flügelschlagen war seiner Seele nicht unwillkommen. Er liebte es, die Trübsal des Lebens der Finsternis ans Herz zu legen, wohin sie gehörte, und wo sie dem endlosen Strom des Leidens sich wieder vermählte, der alle Welt in Ewigkeit umschlingt. (Schluß folgt)



Stilfragen der Schule

Von Fritz Tychow=Einbeck



hulend und Schulnot bestehen trotz der vielen Schulstraußvögel, die es bestreiten. Universitätsprofessoren klagen über die mangelhafte Vorbildung der Studenten, Lehrer über das schlechte Schülermaterial, Mütter über die Ungerechtigkeit der Lehrer, Väter über ihre Weltfremdheit, Goetheblinder über den ganzen Betrieb in Bausch und Bogen, Künstler über Formelkram und Mangel an Anschauung. Einer sieht den Grund in dem unzureichenden Lehrmaterial, das sich zum größten Teil aus dem Kleinbürgerstand rekrutiere, der andere in der Auswahl des Stoffes, der dritte in seiner Darbietung aus den Händen verknöchelter Bedanten.

Über alle diese Fragen gehen die Anschauungen der Beteiligten und der Zuschauer hoffnungslos weit auseinander, manchmal schnurgerade entgegengesetzt, manchmal berühren sie sich scheinbar durch den Gebrauch derselben Wörter, die ihnen aber ganz verschiedene Begriffe tragen. Bei Gelegenheit des Extemporaleerlasses des preussischen Kultusministers hörte man Stimmen des Jubels, daß das nervenzerrüttende völlig unpädagogische Extemporale geschwunden, und Stimmen knirschender Wut, daß dem weichlichen Schulorganismus das letzte Rückgrat gebrochen sei. Und die Ansichten über Latein und Griechisch! Hier Ostwald und viele andere mit heißem Spott über vergeudete Kraft, dort alte heimatstliebvolle Verteidigung der Ideale altakademischer Jugend! Hier: Reform! Dort: Endlich Ruhe!

Und dazwischen führen wir Oberlehrer einen Giertanz auf zwischen Lehrplänen, Erlassen, Direktoren, Verordnungen, Schulräten und eigener Meinung, fortreibenden und hemmenden Kollegen, Lehrbüchern und Wissenschaft unter einem